

mare

ELINOR
MORDAUNT
DAS
BUCH
DER
ABENTEUER

Aus dem Englischen
übersetzt und herausgegeben
von Alexander Pechmann

mare

Die Originalausgabe erschien 1926
unter dem Titel *The Venture Book*
bei The Century Company, New York
und London.

1. Auflage 2023

© 2023 by mareverlag, Hamburg

Lektorat Heide Sommer

Vorsatzkarte Peter Palm, Berlin

Einband- und Schubergestaltung

Nadja Zobel, Petra Koßmann / mareverlag

Abbildung Einband und Schuber

Mary Evans Picture Library / John Maclellan

Typografie Iris Farnschläder, mareverlag

Schrift Albertina

Druck und Bindung Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-86648-665-2



www.mare.de

Sa lako evei

Grußwort auf den Fidschi-Inseln:
»Wohin des Wegs?«

INHALT

Einleitung 9

Kapitel I–XXII 17

Nachwort 269

Editorische Notiz 279

Anmerkungen 281

Viten 285

EINLEITUNG

Man fragt mich oft, ob ich zum Vergnügen reise oder um Geld zu verdienen, aber ich kann diese Frage nicht beantworten. Ich würde viel mehr verdienen, wenn ich zu Hause in Pimlico oder Putney bliebe und Bücher über den Pazifik schriebe, über Orte, die ich nie gesehen habe, über Menschen, die ich ungern treffen würde. Doch es liegt mir nichts am Geld, obwohl ich es manchmal schmerzlich vermissе, wenn ich mich wie eine arme Kirchenmaus fühle. Falls ich arbeiten muss, um zu leben – und Gott sei Dank gibt es diese Notwendigkeit –, muss ich doch tausendmal mehr leben, um zu arbeiten. Außerdem fürchte ich mich schrecklich davor, in die nächste Welt gescheucht zu werden, ehe ich genug Zeit hatte, den perfekten Platz in dieser zu finden. Und gibt es nicht immer, immer das gewisse Extra! Vielleicht kann ich deshalb keine Ruhe finden. Manche Menschen besuchen in jedem Sommer ihres Lebens dasselbe englische Seebad, und sie sind ... nun ja, das ist eben ihre Art. Und sie sind auch sehr nett und wirklich vernünftig. Oder nimmt ihr Wahnsinn nur eine ganz andere Gestalt an?

Ich meinerseits denke stets: »Da ist etwas Besseres: andere Orte, andere Menschen.« Langeweile treibt mich an; der Staub und die Asche des leicht Erreichbaren treiben mich an; das Fremde zieht mich an wie ein Gott, der an mein Innerstes rührt.

Und doch weiß ich nicht warum. Ich bin glücklich in meinem eigenen Haus oder eigenen Zimmer. Ich liebe meine Bücher und meine Hausgötter. Doch da ist noch etwas anderes, ein anderes Ich – und ich würde gerne wissen, wie viele Menschen noch von diesem anderen Ich verzaubert und gepeinigt werden –, wie ein kleiner Vogel, tief in meinem Herzen; tief in einem dunklen Tropenwald, zwischen Bäumen, die so hoch aufragen, dass kein Wind ihn berührt; still in seinem Nest zwischen den Blättern, bis etwas oder jemand ihn mit einem Pfeifen aus dem Wald lockt. Ich werde von einem Instinkt beherrscht, der dem der Schwalbe gleicht, die sich schon nach Afrika sehnt, während die Sonne in England noch Wärme verspricht – nach dem Glanz, der Pracht und dem Kummer sehnt, die Afrika ausmachen. Angezogen wie eine Lerche in ihrem seligen Nest im Gras, die sich hoch in die Lüfte schwingt.

Unterwegs ist man nie wirklich glücklich, es ist die Erinnerung, die glücklich macht. Tatsächlich ist es, als hänge man seine Erinnerung in ein magisches Netz, das man selber unter Schweiß und Tränen und vielen Entbehrungen gewebt hat. Ein Netz aus goldenen, grauen und schwarzen matten Farben; ein Netz wie die Milchstraße am Himmelszelt, mit dunklen Flecken, zu denen man kein einziges Mal zurückblickt. Denn vollkommen sicheres und bequemes Reisen, bei dem man von all dem umgeben ist, was den eigenen Gewohnheiten entspricht, das ist nicht erzählenswert – und tatsächlich fragen die meisten Leute »War die Reise bequem?« und nicht »War es schön?«.

Ich will ein Leben voller Wunder, voller Abenteuer, auf des Messers Schneide. Die Welt wäre schlimm dran, wenn jeder so leben wollte, aber ich kann nicht anders, so bin ich nun einmal. Und obwohl ich auf meine Abenteuer zurückblicke wie auf ein veränderliches magisches Netz, ahne ich dennoch, dass es bes-

ser ist, den Großteil davon in diesem Buch genauso zu belassen, wie ich ihn geschrieben habe, während ich in Booten oder Kanus saß, in überfüllten Straßen oder auf Marktplätzen stand, in einer Eingeborenenhütte oder vor meinem Zelt, so sehr im Augenblick und auf den Punkt, als würde ich Porträts von Orten und Personen und meinen Eindrücken von ihnen zeichnen.

Der echte Verlust beim Schreiben über solch ein Wagnis liegt in der Tatsache, dass die anfangs so fremden Schauplätze, die Menschen, der Stoff des Lebens, und die eigene, ganz und gar veränderte Art und Weise, diese Dinge zu betrachten, so rasch zur Normalität werden, dass man vergisst, wie bezaubernd oder vollkommen unbekannt sie für andere immer noch sind.

Ein Schiff wird so schnell zu einem Zuhause, mit all den alternativen kleinen Höhen und Tiefen des Alltags, einer endlosen Folge fremder Häfen, auch nicht schöner als eine Reihe fremder Straßen, weniger als eine Meile von der eigenen Haustür entfernt, dass man, ohne zu übertreiben, feststellen kann: Es ist schwierig, sich an das Staunen beim ersten Eindruck zu erinnern – an das Gefühl beim ersten Anblick fliegender Fische, die aussahen wie elfenzarte silberne Krummsäbel des Meeres, oder der Palmenhaine an einem weißen Strand. Man kann sich kaum vorstellen, dass viele Tausend Menschen noch nie ein Tier wie die Portugiesische Galeere oder Seeschnecken sahen, die all ihre winzigen orchideenartigen Segel gesetzt haben, um dann unbeirrt in einem ruhigen Moment des vollkommen blauen und für sie – die trotz ihres Stolzes und ihrer prächtigen Aufmachung nicht größer sind als eine halbe Daumenlänge – unendlichen Ozeans loszusegeln. Nur mit Mühe entsinnt man sich, dass es sogar heute noch viele Leute gibt, die nicht einmal bis zum Rand der unerforschten Ödnis der Sargassosee gelangt sind; die nie die Gesellschaft eines Menschen genossen, der mit Genuss

und ohne Hemmungen seinesgleichen verspeiste und es sich unbedarft schmecken ließ; die nie mit Witwen verkehrten, die es für eine gewöhnliche und würdige Art des Trauerns hielten, sich von Kopf bis Fuß schwarz anzumalen und ein paar ausgewählte Knochen ihres Mannes um den Hals zu tragen, sodass es kein bisschen seltsamer wirkte, wenn sie für ein Foto mit dem ewig und unveränderlich grinsenden Schädel ihres lieben Verstorbenen auf den Knien posierten, als eine englische Schönheit, die beim Fotografieren all ihre Zähne bleckt – die letztlich auch nur eine Art Knochen sind, dafür geschaffen, sittsam hinter den Lippen verborgen zu bleiben.

Wie erstaunlich sind doch all diese Moden und Anstandsregeln. Wie schnell man sich anpasst. Auf den Kiriwina-Inseln zum Beispiel – wo ich einige glückliche und unvergessliche Wochen als Königin herrschte – hielt man es irgendwie für unanständig, seine toten Verwandten von Würmern auffressen zu lassen, wo man doch diesen letzten Dienst ebenso gut selbst leisten könnte, und noch dazu mit Gewinn; auf den Fidschis hingegen hielt man es sogar in den wildesten Zeiten des Kannibalismus für überaus unsittlich, seine Verwandten aufzutischen, selbst die angeheirateten. Um zu zeigen, wie schwierig es ist, sich auf irgendwelche festen Maßstäbe zu einigen, sei noch jener kuriose Brauch der Menschen auf den Marquesas-Inseln erwähnt, wo Jungfräulichkeit keineswegs als tugendhaft gilt und wo diejenige Braut am meisten geschätzt und bewundert wird, die in der Nacht vor der Hochzeit mit den meisten Männern aus ihrem Dorf verkehrte; andererseits kann man sich aus der Sicht eines wahrhaft moralischen Marquesaners kein abscheulicheres Verbrechen vorstellen als das Keuschheitsgelübde einer Nonne.

Ist es denn so befremdlich, wenn man sich inmitten all die-

ser Wechselfälle dabei ertappt, ganz selbstverständlich Dinge zu tun, die man sich daheim in England nicht einmal vorstellen konnte? Dennoch bleibt der Hang, sich plötzlich darüber zu wundern, wie man zu diesem Ort gelangte, an dem man sich befindet, oder ob man wirklich noch man selber ist; man sehnt sich nach dem kleinen Hund aus dem Kinderlied, der einem bestätigt, wer man ist:

Falls ich der bin, der ich hoffe zu sein,
Erkennt mich mein kleiner Hund daheim.

Und es kann nur auf diese Weise enden:

Die kleine Frau ging im Dunklen nach Haus,
Der kleine Hund sprang und bellte sie aus.

Ich erinnere mich noch gut an ein ulkiges kleines Hotel, in dem ich gestrandet war und auf ein Boot wartete – ein Haus, das von Goldgräbern besucht wurde, von Kundschaftern auf der Suche nach Osmiridium und Öl, Missionaren, Perlenhändlern und Leuten, die alte Schiffe nur kauften, um sie anschließend erst zu versichern und dann zu versenken. Ein heftiger und lauter Streit, der bis spät in die Nacht im Nebenzimmer tobte und mich zu Hause in England erschreckt und schockiert hätte, ging mir derart auf die Nerven, dass ich wütend aufstand, einen Schlafrock anzog und hinausging, um herauszufinden, wie man den Krach beenden könnte.

Ich sehe die Szene jetzt vor mir. Es war ein winziges Zimmer voller Männer in Pyjamas oder Hosen oder Unterhemden – Letztgenannte so zerrissen, dass sie nicht zählten –, dazu Bierflaschen und Gläser. Wie der zornigste der Männer genug Platz fand, darin herumzutoben, weiß ich nicht, aber er tat es, wäh-

rend ich in dem ganzen Durcheinander zu einem Sitzplatz auf dem Bett zwischen zwei anderen Kerlen gezogen wurde.

Der Streit drehte sich um eine Angelegenheit, die tatsächlich die Ehre des umhertigernden Mannes berührte, aber es wäre dennoch nicht nötig gewesen, deshalb solch einen Wirbel zu veranstalten. Als ich dies klarstellte und sagte, dass ich die Wahrheit herausfinden könnte, wenn sie nur aufhören würden, alle gleichzeitig zu reden, antworteten sie keineswegs, ich solle in mein Zimmer zurückkehren und mich um meinen eigenen Kram kümmern, sondern wandten sich an mich und baten mich um ein Urteil: »Schauen Sie, Sie sind eine Frau von Welt und wissen Bescheid ... Er hat gesagt ...«, und »Er hat gesagt ...«, und »Aber er hat gesagt ...«

In ihrem Eifer griffen die Männer, die neben mir saßen, nach meinen Armen und zerrten an mir, bis ich aufstand, den Zornigen am Ärmel packte und ihn ersuchte, sich nicht länger zum Trottel zu machen.

Der Streit wurde beigelegt, als ich versprach, am nächsten Morgen um sieben Uhr zum Telegrafenamts zu gehen, das um diese Zeit öffnete, und auf meine Kosten ein Telegramm mit vorbezahlter Antwort zu schicken, um das Problem für immer aus der Welt zu schaffen. Und ich erinnere mich auch, wie die Sache ausging – was ich sagte:

»Und jetzt hört auf, andere Leute zu belästigen, und geht um Himmels willen zu Bett!«

Das war eine der Gelegenheiten, bei denen ich mich nach der Rückkehr in mein Zimmer fragte, ob das wirklich ich gewesen war.

Dann eine ganz andere Kulisse: die dichte samtschwarze Maske einer mondlosen Tropennacht ohne Sterne; eine jener Nächte, in denen man das Rauschen der Palmen in der Höhe

und das des Meeres zu seinen Füßen hört und nichts sieht, nicht viel mehr als den Geist eines Wellenkamms, das Zittern eines fahlgrauen Stammes; wenn sogar die Glühwürmchen angesichts der Weite des unbeleuchteten Raumes vor Verlegenheit aufhören zu leuchten. In solch einem Moment wurde ich an einer fremden Insel ans Ufer getragen, nachdem ich einen Kutter in einem Beiboot verlassen hatte, getrieben von einer heftigen Brise, die uns so vollständig von jeglicher Zivilisation forttrug, als liege die eigentlich recht kultivierte Hauptinsel des Archipels eine Atlantikbreite von uns entfernt. Von einem riesigen Eingeborenen wurde ich durch das Wasser zum Strand getragen und dort abgelegt, während das Raunen, die sanfte Bewegung einer Schar fremder, nie gesehener Menschen mich umgab. Mein Bündel mit einigen wenigen persönlichen Dingen, die dabei hätten helfen können, mir zu beweisen, wer ich war, dümpelte in einem äußerst unsicher verankerten Boot eine Viertelmeile vor der Küste. Auch die in gewisse Kleidungsstücke eingestickten Namen wären von Nutzen gewesen, obwohl niemand sie lesen oder aussprechen kann und sie keinen Rückschluss auf Herkunft und Stammeszugehörigkeit erlauben und kaum von Bedeutung sind, sobald man die ausgetretenen Pfade verlässt und niemand da ist, der einem den Rücken stärkt, indem er es für selbstverständlich hält, dass man zu diesen und jenen vornehmen Familien gehört.

Doch will ich nicht vorgreifen, denn dies ist eine Geschichte, die man an richtiger Stelle zur richtigen Zeit erzählen sollte und die einen besonderen Platz in meinen Aufzeichnungen einnimmt, da sie von der einzigen Gelegenheit zeugt, bei der ich mich wirklich und wahrhaftig fürchtete. Ich will keineswegs damit angeben oder meinen Mut beweisen, sondern nur anmerken, dass auf meinem Weg nach Osten, getrieben vom West-

wind, alles an seinem Platz und in seiner Zeit so unausweichlich zu sein schien und also im Großen und Ganzen genau so war, wie es sein sollte.

KAPITEL I

Reisende nutzen Marseille als Sprungbrett, doch für mich ist es ein Zauberort, ein Schmelztiegel des Fremdartigen, des Schönen und der Schurkerei. Das Tor zum Orient; der Orient selbst, nicht in grellen Ölfarben gemalt, sondern in unendlich sanften Pastelltönen, die andeuten und locken, lächeln, anzüglich grinsen, drohen, verzaubern.

Die kleinen Gassen laufen wie ausgestreckte Finger von einer Handfläche aus Hauptstraßen, welche die Welt umklammern, und jede Nationalität und jede Sprache quillt heraus; schmale Straßen mit hohen weißen und beigefarbenen Gebäuden auf beiden Seiten und grünen und blauen Fensterläden; unglaublich enge Gassen zwischen gelbbraunen Häusern mit Klamotten, die an quergespannten Wäscheleinen flattern, doch am Ende einer jeden die Schönheit der Berge oder des Ozeans, der Hafen mit seinen unzähligen Schiffen, seinem Wald aus Masten und Rauchfängen, seinen Kais, auf denen sich Menschen jeglicher Hautfarbe tummeln. Die Wunder und Schrecken der ganzen Welt stehen ihnen ins Gesicht geschrieben.

Überall stehen Platanen; noch kahl mit einem zarten, spitzenartigen Netz aus Zweigen vor einem Himmel, der ein wolkenloses sanftes Blau aufweist, dasselbe pastellfarbene Blau an den drei Tagen, die ich hier verbrachte, seit ich direkt und ohne

Zwischenhalt aus den Londoner Nebelschwaden in den Süden eilte, um mein Schiff aus Bordeaux zu erreichen, das sich verspätet hat.

Die Fischerkirche La Dame de la Garde steht hoch oben auf ihrem felsigen Berggipfel. Ich sehe sie am Ende aller bergauf führenden Straßen Marseilles von meinem Schlafzimmerfenster im Hotel Terminus wie die krönende Spitze eines Diadems; am schönsten in den Abendstunden, wenn der Himmel die Farbe uralter chinesischer Drucke annimmt.

Zu dieser Zeit sind die Straßen voller Flaneure, ebenso die Cafés, die sich ihnen alle paar Yards aufdrängen und in denen überwiegend ruhig zechende Gäste sitzen: kleine Familien, Ehepaare; junge Männer mit ihren Herzdamen; Gruppen junger Männer; Gruppen von Geschäftsleuten – allesamt essen und trinken in bescheidenen Maßen und doch mit einem Genuss, einer Freude, die uns fremd ist.

Mir kommt es tatsächlich so vor wie eine ununterbrochene Folge von Feiertagen, solchen Tagen, an denen man grundlos lacht, allen zuprotestet und niemanden bevorzugt. Doch in Wirklichkeit ist es ganz anders; denn jeden Tag geschieht dasselbe. Es ist das alltägliche Leben des Südens, jenes Leben, das, was immer es sein mag, gewiss nicht englisch ist; unendlich weit weg vom Biertrinken in muffigen Bars, lärmenden Männern, verstoßen oder kühn dreinblickenden Frauen mit Männermützen, Babys in Kinderwagen auf dem Bürgersteig.

Die ganze Fassade eines großen Bekleidungsgeschäfts – in der Auslage Wachsdamen von kaum zu fassender Lieblichkeit, auf Zehenspitzen und in sündhafter Unterwäsche – ist von unzähligen rosa Glühbirnen hell erleuchtet. Vor diesem Laden, in rosa Licht getaucht, gibt es Blumenstände mit Bergen von Narzissen, Nelken, Mimosen, Hyazinthen und Veilchen.

Frisch vom Friseur des Hotels Terminus sitze ich auf der offenen Veranda eines Cafés und nippe an meinem Kaffee. Der Haarschnitt war das Vorspiel zu einem Abenteuer, als streife man die Haut des Alltags ab. Ich bat um ein gewöhnliches billiges Shampoo, und sonst wurde mir nichts in Rechnung gestellt. Doch der Künstler, ein Künstler mit Seele, pummelig wie ein viel zu groß gewachsener Cupido mit großen Ochsenaugen, einem dunklen Haarschopf, missbilligenden und überzeugend tätigen Händen – ein Künstler mit einem ziemlich offensichtlichen Blick für Antiquitäten –, konnte es einfach nicht dabei belassen.

Nach dem Haarewaschen wickelte er meinen Kopf fest in ein weißes Handtuch, sodass ich wie eine Ordensfrau aussah, und massierte mich mit einer nach Lavendel duftenden Salbe, dann mit drei verschiedenen Sorten Puder. Er war sehr klein und dick, ich sehr groß und dünn. Als er fast fertig war, ließ er mich aufstehen und schob mein Gesicht in diese und jene Richtung wie das einer Puppe, damit das Licht aus jedem Winkel darauf fiel. Noch nie in meinem Leben habe ich jemanden gesehen, der sich derart in seine Arbeit vertiefte. Da ich mich bücken musste, war der Gesamteindruck, der von den vielen Spiegeln im Raum reflektiert wurde, unbeschreiblich komisch; doch wie allen wahren Künstlern fehlte auch diesem das kleinste bisschen Humor.

Sein letzter Handgriff war überhaupt der beste von allen; denn er strich mir mit einem Duftwasser auf der Spitze seines Zeigefingers über meine Wimpern, und diese bogen sich nach oben. Herr im Himmel! Man stelle sich vor: Da bin ich nun eine Frau mittleren Alters und habe mir noch nie die Wimpern formen lassen; ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass man meine Wimpern formen kann. Allzu viele Dinge werden einem erst viel zu spät im Leben bewusst.

Ein Mann mit einem Holzbein sitzt im Schatten der Bäume unterhalb meines Fensters im Hotel. Das Holzbein tut gar nicht erst so, als wäre es etwas anderes, denn es endet in einem Stumpf, der vage an Pan erinnert und leicht zu einem Huf geschnitzt werden könnte! Doch das hat dieser geschniegelte Herr nicht getan; stattdessen hat er ihn dort, wo einst der Knöchel war, ausgepolstert und den Schaft eines sehr hübschen – also wirklich eleganten! – Lackstiefels darübergezogen, passend zu dem am anderen Fuß, die Ösen weiß eingefasst und mit weißen Seidenbändern verschnürt.

Heute Abend speiste ich mit einem Mann, den ich in London kennengelernt habe und der ebenfalls auf sein Schiff wartet, und zwar im Le Grand Restaurant Basso, berühmt für seine Bouillabaisse. Viel zu lange lebte ich zu einer Zeit mit Menschen zusammen, die Bouillabaisse wie nichts anderes auf der Welt in sich hineinschütteten und die nun gerade deshalb das Basso besuchten; aber bei Basso gab es noch viele andere Spezialitäten. Eigentlich ging ich wegen der Gesellschaft hin und des Vergnügens, im oberen Gasträum mit der verglasten Veranda zu speisen, die dem Oberdeck eines Schiffes so ähnlich sieht und einen direkten Blick auf die Lichter des Hafens gewährt. Das Menü, neben der Bouillabaisse, war über jeden Tadel erhaben und sorgfältig komponiert: *Soupe de Petite Marmite*; eine Mischung aus Meeresfrüchten, gekocht in einer cremig-weißen Sauce auf großen, flachen Muschelschalen, mit dem köstlichen Namen *Coquilles de Fruits de Mer*; ferner Täubchen, feine Erbsen, ein Pfirsich Melba in einem Ring aus Eisstückchen und Kaffee – herrlichem Kaffee, der alle Düfte Arabiens verströmte! Ein Abendessen, das meine drei Tage in Marseille perfekt abrundete.

KAPITEL II

Der heutige Tag, an dem ich erstmals in See stechen sollte, begann grau und eiskalt; vorübergehend war all die Magie aus Marseille, jener schmutzigen Dirne eines betrunkenen Matrosen, verschwunden.

Ich gab mir eine Stunde, um mein Schiff zu erreichen, eine Fahrt von höchstens zehn Minuten. Doch eines hatte ich vergessen: Frachtschiffe sind in Marseille eine Welt für sich, über die niemand Buch führt; und obwohl der Hotelportier und der Taxifahrer mir versicherten, dass sie genau wussten, wo meines auslief, wussten sie eigentlich überhaupt nichts, und ich hatte mir weiter keine Gedanken gemacht.

Kais, Kais, Kais! Sucht man nach einem unbedeutenden französischen Frachtschiff an den Kais von Marseille, scheint die ganze Welt voll davon zu sein, dicht wie ein Spinnennetz. Eine gefühlte Ewigkeit führen wir in Wolken aus Staub an den Kais auf und ab; fädelt uns durch ein Labyrinth aus Kais; verloren sie gänzlich aus den Augen; blieben am Stadtrand hängen, rissen uns los und brausten kreischend davon; kamen zu unseren Kais zurück und waren so klug wie zuvor; hielten unzählige Male an, um unzählige aufgeregte gestikulierende Männer nach dem Weg zu fragen, die so gut wie keine Ahnung hatten; wurden von zahllosen offenen Zugbrücken aufgehalten, während

die Schiffe der ganzen Welt mit berechnender und böswilliger Gemächlichkeit zwischen den geöffneten Brückenteilen hindurchfahren. Und die ganze Zeit läuteten Glocken, kreischten Pfeifen, Dampfsirenen erfüllten die Luft mit ihrem Geheul, und ich hielt jede einzelne von ihnen für das Abfahrtsignal meines Schiffes, während ich im Taxi aufstand und den Fahrer in meinem grässlichen Französisch anhielt, sich zusammenzureißen.

Das Schiff, die *El Kantara*, sollte um zehn Uhr auslaufen, und der Vertreter der Reederei *Messageries Maritimes*, der es gehört, sollte mich um halb zehn dem Kapitän vorstellen. Es war jedoch schon drei Minuten vor zehn, als wir es endlich sichteten, das Taxi am letzten Kai entlangsauste und dabei solche Geräusche machte, als sei es das einzige Taxi auf Erden. Ich stieg aus und ging an Bord, wo der ausnehmend höfliche – immer noch höfliche! – Vertreter mit dem Kapitän an seiner Seite auf mich wartete. Ein untersetzter, kräftig gebauter Mann, dieser Kapitän, in dem ich einen so guten Kameraden finden sollte, mit einem kurzen, hellbraunen Bart, fröhlichen hellbraunen Augen und einem lebhaften Teint, ein Mann, bei dem jede Falte, jeder Farbton, jede Bewegung von einem Leben auf See sprach.

An Bord sind zwanzig Passagiere erster Klasse – ein Engländer, der Rest Franzosen – und noch einige mehr in der zweiten Klasse. Aber die zählen eigentlich nicht, denn das Schiff war gänzlich für den Transport von Frachtstücken konstruiert und ausgerüstet. Die Gänge vor den Kabinen und unter dem Mitteldeck sind eben und frei, und die Crew hat überall Zugang, wie auch ich alle Decks besuchen darf.

In den unteren Decks sind Scharen lebender Tiere untergebracht: Hähne und Hennen, laut quakende Enten und Gänse; Schafe in Pferchen und große, mattbraune Ochsen. Soldaten sind unter dem Kommando eines einzigen Unteroffiziers auf

dem Weg nach Neukaledonien. Die Crew ist aus allen Nationalitäten und Hautfarben zusammengewürfelt; man stellt an Deck anständige lange Malertische für ihr Abendessen auf, das mit einer Suppe beginnt und mit weiteren Gängen fortgesetzt wird, genau wie unseres, und mit schwarzem Kaffee und Zigaretten endet, während über die ganze Länge des Tisches verteilt Weinflaschen stehen. Als ich an jenem ersten Abend über die Reling des Oberdecks schaue, prostet mir mehr als ein Mann zu, denn sie scheinen alle vollkommen freundlich. Es wird unaufhörlich geredet, gelacht und laut disputiert, niemand scheint zu murren, und ich glaube, dass andere Nationen ihrer schlechten Laune, die bei uns zur Verbitterung führt, Luft machen, indem sie laut schreien und wild gestikulieren, ohne dass etwas passiert.

Als ich in meine Kabine hinuntergehe, um mir vor dem Essen die Hände zu waschen, ist sie von zwei Kerzen erhellt, denn das elektrische Licht ist ausgefallen. Das Boot schaukelt so wenig und das Meer ist so ruhig, dass die Kerzen gerade stehen und nur mit einem Tropfen Wachs befestigt werden mussten, was mich an ein spanisches Hotel in Tetuán erinnert, in dem ich letztes Jahr übernachtete.

In diesem Hotel, eingerichtet mit recht gut gemachten jakobinischen Möbelimitationen, stellte ich fest, dass alle Tische und die flachen Armlehnen der Stühle mit Talg bedeckt waren. Den Grund dafür erfuhr ich am Abend, als auch dort das elektrische Licht ausfiel und der unglaublich schäbige kleine Kellner in einem Anzug, der die Geschichte all seiner Vorbesitzer zu erzählen schien, eine Handvoll Kerzen brachte, noch mehr Wachs auf jede geeignete Stelle tropfte und eine brennende Kerze darauf befestigte. Das war das Hotel, das – stolz mit eingebauten Waschbecken in jedem Zimmer sowie fließend Warm- und Kaltwasser werbend – die Badewannen als Mülleimer benutzte,

denn es gab nichts weiter als ein Waschbecken in jedem Zimmer, keinerlei Abflüsse, nur einen Eimer, um das Wasser aufzufangen, wenn man den Stöpsel zog, und daneben ein angeschlagener Emaillekrug.

Das Schiff ist überzogen mit einer dicken Rußschicht vom Smog der Häfen, die Decks sind faulig von den vielen Füßen, die darüberstapfen; auf den Achterdecks liegen hohe Stapel jener Eisenstangen, die im letzten Moment in Bordeaux an Bord gebracht wurden und es nötig machten, viele Frachtstücke zu verschieben, um das Gleichgewicht zu wahren, sowie die Chronometer neu einzustellen, die durch das viele Eisen aus dem Takt gerieten, weshalb die *El Kantara* so spät in Marseille ankam. Denn ein Schiff ist wie eine verliebte Frau: Man braucht nicht viel, um es aus der Fassung zu bringen, auch wenn nichts Ernstes im Gang ist.

Die *El Kantara* ist bei Weitem das stabilste Schiff, das ich je betreten habe, und folgt ihrem Kurs mit solcher Gemächlichkeit, dass ich bei ihr immer an eine mütterliche alte Henne denke, die ihre Küken ausbrütet. Heute jedoch, am dritten Tag der Reise, nahm sie eine Riesenwelle – besser gesagt, die Welle nahm sie – überaus unhöflich, geradewegs über den Steuerbordbug.

Ich lag noch in meiner Koje, als ein Steward angelaufen kam und mir verbot, an Deck zu gehen, und der viel weiter vorne liegende Salon war schon derart mit Wasser vollgelaufen, dass ich auch dort keinen Unterschlupf fand. Da fiel mir die Brücke ein und dass der Kapitän mir deren Betreten erlaubt hatte. Ich zog mich rasch an, ging nach oben, blieb dort stehen und klammerte mich an der Reling fest, vom Wind umtost und vom Regen gepeitscht, der in Strömen an meinem Ölzeug herabrann; da packte mich zum ersten Mal die Wonne des Meeres mit voller Wucht, und die Langeweile des Landes wurde abgestreift.

Gibraltar haben wir schon hinter uns. Die Küste Marokkos liegt zu unserer Linken matt im Regen, Spanien weniger als zwei Meilen entfernt zur Rechten. Zu beiden Seiten befinden sich Dampfer, die auch fürchterlich stampfen, doch wir bleiben die ganze Zeit stabil, zumindest einigermaßen.

Der farbige¹ Steward, der mir aufwartet, heißt Chocolat; er hat ziemlich viel Gold an seinen weißen Zähnen, die mich an Salomons Thron erinnern, ganz aus Gold und Elfenbein. Das gefällt mir. Es gefällt mir auch, dass dies ein Frachtschiff ist, trotz der Passagiere, mit denen ich nicht gerechnet hatte und die ich anfangs recht abstoßend fand; man muss seine Zeit nicht damit verschwenden, fieberhaft die Koffer unter der Koje hervorzuziehen, um sich anzukleiden und umzukleiden, mit Lockenwicklern herumzusitzen oder an die Tür des Friseurs zu hämmern.

Nachts fahren wir an Madeira vorbei. In Funchal muss gerade ein Fest im Gange sein, denn die Stadt glitzert vor Lichtern; der Berghang ist mit ihnen behängt, aber sie funkeln etwas weniger fern als die Sterne. Eigentlich aber noch ferner, wenn ich es mir recht überlege, denn die Sterne sind unsere Freunde, unsere Führer, während wir die flüchtigen Lichter an Land hinter uns zurücklassen und für mindestens einen Monat vergessen werden. Es wird jeden Tag wärmer, die Sonne gewinnt an Kraft, und mit dem Salz und dem Wind und der Sonne kommt jene köstliche Trägheit des Meeres, die einen im Nu einschlafen und wieder aufwachen lässt. Die Soldaten spielen auf den unteren Decks stundenlang Domino, Dame und Karten sowie andere seltsame Spiele, die ich noch nicht durchschaut habe; die Crewmitglieder, die gerade nicht im Dienst sind, lümmeln herum, sehen ihnen zu oder spielen mit.

Der wärmste Platz an Bord ist auf dem langen, schmalen Streifen des Oberdecks vor dem Salon, und hier beuge ich mich gern über den flachen Holzhandlauf der Reling, beobachte das Leben unter mir und spüre die Sonne auf meinem Rücken.

Heute, in der ersten Hälfte der Hundswache, bildeten einige Männer einen dichten Ring um zwei Boxer und feuerten sie an: ein großer dünner, schwach aussehender, hohlwangiger Schwarzer, der mich an den *Niemand von der Narcissus*² erinnerte, und ein kleiner bulliger Franzose, zitternd vor Lebenskraft und Energie, mit leuchtend schwarzen Augen, festen, roten Wangen und einem gewachsenen Schnurrbart. In der ersten Runde schien der Schwarze fast einzuschlafen; sein Kinn sackte schlaff auf seine Brust; geistesabwesend bewegte er seine umwickelten Hände, fast so als würde er sich selbst massieren, wie es manche Insekten tun, und schwankte dabei sanft von einer Seite zur anderen. Währenddessen tänzelte der Franzose auf Zehenspitzen um ihn herum, geschmeidig wie eine Katze, und platzierte seine Fäuste blitzschnell im Gesicht seines Gegners.

Ich hatte keine Ahnung, wie der Schwarze sich verteidigte. Für mich sah es so aus, als würde er nur hin- und herhoppeln; aber irgendwie schaffte er es, während all die sauberen, scheinbar treffend und gut gesetzten Schläge des anderen Mannes an ihm abglitten.

Ziemlich plötzlich, so plötzlich, dass ich mich selbst aufschreien hörte, erwachte der Schwarze zum Leben. Jene graue Blässe, die bei farbigen Menschen auftritt, wenn sie ermatet oder gelangweilt sind, verzog sich. Mit Sicherheit wurde er schwärzer, schwarz und glänzend; mit einem linken Haken erwischte er den Franzosen am Kinn, als der kleine Mann gerade einen Rückwärtsschritt machte und zu Boden ging; doch sofort war er wieder auf den Beinen, kämpfte wie ein streitlustiges

Sperlingsmännchen und duckte sich unter dem Feuerwerk der beidhändigen Schläge. Seine Augen, hell und verängstigt, bass erstaunt, schauten mal hierhin, mal dorthin und lieferten ihn gänzlich der Gnade des Schwarzen aus, dessen schläfriger Blick keinen Moment vom Gesicht des Gegners wich, der – obwohl Schweißtropfen von ihm ins Sonnenlicht sprühten – nicht im Geringsten erschöpft war.

Der Kampf war interessant, aber noch interessanter waren die Zuschauer. Ein schwächtiger Schuft in einem rot-weiß gestreiften Unterhemd mit nur einem langen, gelben Zahn im Mund, und diesen genau in der Mitte des Oberkiefers, warf immer wieder kokette Blicke hinauf zum Hüttendeck, wo ich über der Reling lehnte, als wollte er sagen: »Das alles geschieht nur zu Ihrem Vergnügen.« Ein Apache mit übertrieben langem, aus der Stirn gestrichenem Haar bemalte Pfosten mit roter Bleifarbe und schien hin- und hergerissen zwischen seinem Interesse an dem Kampf und seiner Arbeit, zu der er immer wieder durch den wütenden Blick des *maître d'équipage* zurückbeordert wurde, der neben mir auf und ab ging und sein Kinn in meine Richtung streckte, als wollte er sagen: »Haben Sie so etwas schon gesehen?« Eine tüchtige Person mit gebieterischer Ausstrahlung, groß und stämmig, rotwangig mit Bart und grimmig; so herausfordernd, dass ich dachte, er wolle sich Unverschämtheiten erlauben, als ich das erste Mal mit ihm sprach. Später stellte ich fest, dass er sich gegenüber dem Kapitän genauso barsch, freimütig und grimmig benahm wie mir gegenüber; dass er in Wirklichkeit überaus freundlich war, aber keine Faulheit duldete. Er fuhr seit neunzehn Jahren auf dem Schiff – eigentlich, seitdem es gebaut worden war, mit nur einer kurzen Unterbrechung.

An den Abenden erinnern die unteren Decks am Bug und am Heck an Szenen auf alten holländischen Gemälden. Dann

hört man den dünnen, durchdringenden Klang von Mandoline und Zither, während Männer aller Hautfarben, vom blonden normannischen Soldaten zum vollblütigen Schwarzen – wobei die meisten die warmen Brauntöne der Madagassen aufweisen –, sich unter den großen, an den Sonnensegeln befestigten Lampen hinlummeln, die all ihren umbrabraunen Schein auf die Schlafenden, die Faulenzer, Musiker und Spieler werfen. Die Letztgenannten sind nun überwiegend von der Leidenschaft für ein Spiel besessen, dessen Namen ich noch nicht herausgefunden habe. Man spielt es mit kleinen runden Marken auf kleinen Brettern mit nummerierten Feldern. Der Mann, der die Bank hält, schüttelt unablässig einen Beutel, zieht wahllos nummerierte Marken heraus und ruft die Nummern mit seiner lauten, monotonen Stimme aus, und das scheint die ganze Nacht so anzudauern.

Der Schwarze, der nun als Boxchampion der *Kantara* gilt und auf Martinique gegen den Champion eines anderen Schiffes antreten soll, sitzt stundenlang reglos da und streichelt nachdenklich seinen riesigen glänzenden Bizeps, während jeder kleine Jack Sparrow der Crew ihn im Vorübergehen scherzhaft zum Sparring herausfordert und der blinde Passagier – ein älterer Mann mit einem schurkischen, purpurrot angelaufenen Gesicht und schrecklich zusammengewürfelter Kleidung – seine Süßigkeiten, seinen Tabak und alle Speisereste, die man ihm zuwirft, mit einem ununterbrochenen üppigen Strom blasphemischer Witze verdient. Ich werde wahrscheinlich zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt, wenn wir Pointe-à-Pitre erreichen, weil ich ihm gelegentlich eine Packung stinkender französischer Zigaretten zuwerfe, die ich dem *maître d'équipage* abkaufe, denn er ist im Grunde ein fröhlicher Schurke, nur vielleicht etwas größer als ein königlicher Hofnarr in alter Zeit.

Sobald es richtig Nacht geworden ist, liegen die Männer überall auf dem Deck herum. Vor einer Stunde, als ich auf einer schmalen Stelle vor dem Salon auf und ab ging, wäre ich beinahe auf einen Schläfer getreten, der sich auf den nackten Planken niedergelegt hatte; ich zog meinen Fuß gerade noch rechtzeitig zurück, als ich durch nichts als den plötzlichen Anblick zweier weißer Zahnreihen in einem unsichtbaren Gesicht direkt unter meinem Absatz gewarnt wurde.

Der Mond ist vier Tage alt. Heute Abend um sechs Uhr hing er auf halber Höhe am Himmel, lag als perfekte Sichel auf dem Rücken, während die feurige Sonne darunter ins Meer tauchte und die Venus kristallklar direkt darüber leuchtete. Der Ozean zeigte ein dunkles Pfauenblau, jede kleine Welle trug eine goldene Krone. Als die Sonne unterging, war alles, das Meer und der Himmel, indigoblau, der Mond und dieser eine schöne Planet glänzten golden, wie man es sich in gemäßigteren Klimazonen kaum vorstellen kann. Sein Anblick ist eine achtzehntägige Reise wert, selbst wenn wir gewendet hätten und auf demselben Kurs zurückgefahren wären.

Jeden Abend gehe ich nach vorne zur Piek und sehe mir den Sonnenuntergang mit seinem Spektrum purpurner, silberner und goldener Wolken an, die zum Festzug der Passatwinde gehören.

Die Zeit ist unendlich lang und doch kurz. Es kommt mir vor, als wäre ich nie irgendwo anders gewesen als auf diesem Schiff; als wäre Marseille tatsächlich weiter entfernt als meine Kindheit. Und doch gleitet jeder einzelne Tag vorbei wie Licht, obwohl ich um sieben auf dem Deck erscheine und meinen Kaffee im Schlafrock trinke, während der Kapitän mit raschen, kurzen Schritten über die Planken schreitet. So wandert er jeden

Tag stundenlang umher, macht hin und wieder kehrt – denn der Einfall kommt ihm immer erst, wenn er an mir vorüber ist –, um mir ein irrwitziges, romantisches oder gefährliches Abenteuer zu erzählen; solche Abenteuer, die für sich genommen schon ein ganzes Buch füllen könnten.

Von den anderen Passagieren sehe ich fast nichts. Den ganzen Vormittag arbeite ich im Privatsalon des Kapitäns, hoch oben auf der Brücke, und am Nachmittag schlafen alle. Vorläufig wünsche ich mir jedoch nichts weniger als menschliche Gesellschaft; dabei ist die Fahrt so ereignislos, so ruhig, dass die Tage hinter mir herwehen wie ein langer, blaugrauer Schal in undefinierbaren Schattierungen.

Die Wirklichkeit sieht so aus, dass ich Kurzgeschichten schreibe, um eine Serie zu beenden, deren erste Hälfte ich zu Hause gelassen habe; das Essen ist gut und zu jeder Mahlzeit wird guter Rotwein serviert; der Kapitän erweist sich als guter Kamerad, wenn ich einen brauche, tapfer und aufrichtig, die anderen Offiziere sind sympathisch und freundlich, die Brücke ist ruhig und unendlich erholsam.

Es ist ein feierlicher Moment, wenn wir uns alle in Weiß kleiden – tatsächlich das erste Großereignis –, und es bedeutet sehr viel. Man fühlt sich sauberer, frischer und gesünder mit dem Sonnenlicht und der Luft auf der Haut, man rekelte sich darin, atmet sie tief ein; auch die Trägheit nimmt zu, denn der Kapitän und seine Offiziere verweilen immer öfter an der offenen Tür, um mit mir zu plaudern, und ich lege immer öfter meinen Füller hin und gehe hinaus auf die offene Brücke, um was zu betrachten? – das Meer und den Himmel.

An Bord leben zwanzig Katzen, aber nur eine darf die Brücke betreten; sie macht das völlig selbstständig. Jeden Morgen, wenn der Steward dem Kapitän eine Tasse Kaffee serviert, bringt die

Katze dem Kapitän eine tote Ratte, die Beute ihrer nächtlichen Jagd, und legt sie neben seiner Kojе auf das Deck.

Bis jetzt hat sie den ganzen Tag damit zugebracht, in einem Lehnstuhl zu schlafen, nur einmal machte sie einen Buckel, streckte sich, gähnte und wurde hinreichend wach, um nach unten zu gehen und das zu fressen und zu trinken, was der unterwürfige Steward ihr hingestellt hatte. Nun liegt sie jedoch wie ein Tiger ausgestreckt auf der Seite am offenen Deck vor dem Kartenhaus, und wenn man sich bückt und sie streichelt, ist ihr Fell herrlich warm und jedes Haar knistert vor Elektrizität.